



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

überwältigt, der Sieg über Revolution und Bürgerkrieg durch einen großartigen Act der Versöhnung besiegelt, die Unabhängigkeit des Landes nach Außen gerettet, sein Ansehen im Steigen, sein Wohlstand in sichtlichem Wachsthum. Der Herzog von Valencia konnte stolz auf den Verlauf einer Amtsführung zurückblicken, die, als die größten Regierungen Europas sich vor der Revolution in den Staub beugten, dieser kühn die Stirn geboten hatte, und zu einer Zeit Gnade und Humanität walten ließ, wo man auf der größeren Hälfte des Continents mit diesen Principien gebrochen hatte. Seine Stellung schien auf lange gefestigt, seine Popularität groß genug, um selbst die Stimme einer berechtigten Opposition zu dämpfen, die Intrigue des Palastes ohnmächtig gegen den gewaltigen, von der parlamentarischen Mehrheit unterstützten Minister. Und schon in kurzer Zeit sollte es sich zeigen, wie schlüpfrig der Boden war, der das Gebäude seiner Größe trug, und wie schnell der Blüthe derselben ihre Zerbröckelung und ihr Sturz folgte.

W o c h e n b e r i c h t .

Die Politiker der Zukunft. — Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, von den Philosophen zu reden, welche die politischen Wirren dieser armen Erde vom Sirius aus betrachten, und dadurch eine so künstliche Perspective gewinnen, daß sie Herrn v. Manteuffel mit Börnstein, den Kaiser von Rußland mit Louis Blanc, Louis Napoleon mit Dahlmann, und um das Aergste zu sagen, Wagener mit Duehl verwechseln. Wenn es auch nur wenigen Ausgewählten vorbehalten ist, diese Ansichten zu einem vollständigen System auszuarbeiten, und es nach allen Seiten hin durch die Waffen einer souverainen Dialektik zu vertheidigen, so entspricht doch die Gesinnung, die diesem System zu Grunde liegt, einer herrschenden Neigung der Zeit. Wir haben im Jahre 1848 so große Worte gemacht und waren so fest davon überzeugt, daß diese Worte vollkommen hinreichten, um die Welt aus ihren Fugen zu reißen, daß der allen Erwartungen widersprechende Erfolg eine allgemeine Abspannung hervorgerufen hat. Es werden zwar namentlich von Seiten der Demokratie von Zeit zu Zeit sehr weise und wohlwogene Gründe hervorgesucht, warum es zweckmäßig sei, die Politik bei Seite liegen zu lassen und der Reaction durch ein determinirtes Nichtsthun zu imponiren, aber der Hauptgrund liegt doch darin, daß uns die Politik entschieden langweilt. Die einzige Form in der wir sie noch ertragen, ist der Humor. So und so viel Millionen Deutsche warten sehnlichst jeden Sonnabend auf den Kladderadatsch, um sich über Hassenpflug und den Kaiser von China, über den Herrn v. Prudewitz und die Gothaer Würste, über den Professor Lumpy und über Schulze und Müller zu amüsiren. Der Schusterjunge wie der wirkliche Geheimerath erfreuen sich mit gleicher Liebe an diesem willkommenen Schauspiel — um nicht noch höher hinaufzugehen. Da der Zustand des herzlichsten Lachens einer der angenehmsten ist, in die der Mensch sich versetzen kann, so hat diese Vorliebe auch ihre vollkommene Berechtigung, wenn man nur nicht in die

sonderbare Einbildung verfele, damit einer socialen Pflicht genügt zu haben. Die Sonntagsstimmung des Kladderadatsch gilt als die Arbeit, die übrige Zeit als das Vergnügen. Man opfert die Stunde, in der man sich über die verzerrten Gestalten der irdischen Politik amüsst, auf dem Altare des Vaterlandes, und nachdem man so seinem Patriotismus Genüge geleistet, und alle Tyrannen siegreich überwunden hat, geht man seinem Vergnügen nach, d. h., man begiebt sich in die Bureau des Ministeriums, wo man mit stiller Verachtung die Ordnungen der nämlichen Tyrannen ausführt, die man kurz vorher auf das gründlichste vernichtet hat. Diese Trennung des Ideals von der Wirklichkeit ist eine nicht sehr erfreuliche Erscheinung. Denn wenn auch die Lumpe ohne alle principielle Rechtfertigung ihrer Lumpenhaftigkeit zu jeder Zeit existiren werden, so ist es doch für einen einigermaßen durchgebildeten ästhetischen Sinn unerträglich, wenn die freche Lumpenhaftigkeit sich als Weisheit und Tugend brüstet. Der cynische Egoismus, der alle Begriffe des Rechts mit Füßen tritt, ist viel weniger gehässig, als diese sentimental gefärbte Niederträchtigkeit.

Wäre diese Blasirtheit und Niedergeschlagenheit, diese Stagnation alles geistigen Lebens weiter nichts als jene Abspannung, die auf unnatürliche Illusionen nothwendig folgen muß, so wäre der Nebelstand noch nicht so groß; aber sie verbindet sich mit einer nur zu realen, ernsthaften und weitgreifenden Neigung unserer Zeit, mit der Neigung zum Materialismus. Vorläufig fabelt man zwar noch immer von einem ungeheuren Ereigniß, von einer Revolution, welche eine neue bessere Welt schaffen soll, und vor deren Eintritt es vollkommen gleichgiltig ist, ob man die Scheinexistenzen der Wirklichkeit seiner Aufmerksamkeit würdigt oder nicht, oder wenn man weniger sanguinisch ist, hüllt man sich in das Gewand des Schmerzes und zerrauft sich in den Mußestunden das Haar über den Untergang aller Tugend und Gerechtigkeit. Aber das ist doch nur äußerlich und dauert nur so lange, als die Begriffe des Idealismus noch nicht ganz ausgevottet sind. In der Wirklichkeit ist man ziemlich zufrieden, durch politische Sorgen nicht in seinen Geschäften gestört zu werden.

Denn die Abneigung gegen die Ideen Staat, Vaterland u. s. w., die bei den Philosophen der uneingeschränkten Vernunft einen ziemlich komischen Eindruck machen, hat im praktischen Leben eine sehr ernsthafte Grundlage. — Man findet, daß die Geschäfte besser gehen, wenn sich das Volk um politische Dinge nicht kümmert, und daß man um das Vaterland nicht zu sorgen habe, wenn man sich anderwärts ein bequemes Dasein bereiten könne. Dergleichen ist im Einzelnen zwar zu allen Zeiten vorgekommen, aber nicht in diesem Umfang. Die ungeheure Ausdehnung des Verkehrs in der neuern Zeit; die Herstellung eines grenzenlosen Credit-systems, welches die großen Capitalisten zum Mittelpunkt aller politischen Bewegung macht, endlich der Glaube an ein Eldorado in den Urwäldern Amerika's haben die Liebe zum Vaterlande immer mehr und mehr untergraben. Man hat allmählich die Ideen des Vaterlandes und des Staats eben so in das Gebiet der Romantik geworfen, wie die Ideen der Religion. Die ritterlichsten Vertreter des Nationalitätsprincips, die Polen und Ungarn, sind nach allen Weltgegenden hin zerstreut, und in Deutschland und in Italien bemüht man sich allmählich, einen Vorzug darin zu finden, daß man kein Vaterland hat. Wie die Freihändler auf der einen Seite das individuelle Leben der einzelnen Staaten als ein unberechtigtes darstellen, nähert sich von dem entgegengesetzten Standpunkt schleichend die alleinseligmachende Kirche, um die Welt zu überführen, daß alles Leben dieser Welt nur ein scheinbares sei, und daß man nur im Kloster das Heil der Seele suchen dürfe. Die Einen möchten die ganze Welt in Werkhäuser und Maschinen verwandeln, die Anderen einen großen Dom darüber bauen, von welchem Luft und Licht ausgeschlossen wären. Der extreme Spiritualismus und der extreme Materialismus sind hier wie überall im Bunde.

Der Patriotismus ist aber unter allen Idealen dasjenige, welches am fruchtbarsten auf die Entwicklung der Geschichte eingewirkt hat. Der Materialismus isolirt die

Menschen und streut sie wie zusammenhangslose Atome in den unendlichen Raum der Zeit; erst das Gefühl des Vaterlandes macht die Geschichte zu einer Continuität. Wo in der Geschichte etwas Großes geschehen ist, haben die Völker nicht bloß um ihres augenblicklichen Interesses willen gekämpft, sondern für ihre Kinder und Kindeskinde, denen sie eine freie Stätte als Erbtheil hinterlassen wollten. Dieser Glaube an die Fortdauer des Geschlechts hat kräftiger und energischer gewirkt, als der Glaube an die individuelle Fortdauer. Nur aus ihm ist jene Sittlichkeit hervorgegangen, die an den alten Traditionen nicht bloß aus kleinlichen Zweckmäßigkeitsrückichten, sondern aus lebendiger Pietät festhält. Es ist daher von unseren Fürsten und deren Rathgebern der grenzenloseste Leichtsin, dieses Gefühl zu untergraben oder wol gar zu verhöhnen, wie es z. B. der Rundschauer der Kreuzzeitung mit unausgesetztem Eifer thut. Mit der Aufhebung des Patriotismus, des Nationalgefühls zerreißt das letzte Band, das uns an die Vergangenheit fesselt, die Doctrinen des Junkerthums werden die Zerfegung alles Lebens nicht aufhalten.

Wir verkennen nicht das großartige Leben, das sich in der neuen Welt entwickelt; wir bestreiten nicht die Möglichkeit, daß von da aus einmal eine Regeneration des alten Europa stattfinden könne, denn Amerika wächst von Jahr zu Jahr mit einer fieberhaften Schnelligkeit an Arbeitskraft und Capital, während Europa mit eben so großer Schnelligkeit zurückgeht; aber wir finden in diesem Auswanderungsdrang, der mit jener Blasirtheit des politischen Lebens auf das Innigste zusammenhängt, etwas eben so Krankhaftes und Unnatürliches, als in dem demokratischen Fieber der vergangenen Jahre. Die Auswanderer begeben sich keineswegs auf einen freien Boden, in dem sie ihre alten Sitten fortführen könnten, entledigt von dem Zwange, der sie in ihrer Heimath drückte; sie treten vielmehr wenigstens vorläufig in die Dienstbarkeit einer fertigen, ihnen fremden Nationalität, sie müssen ihre Vergangenheit opfern und werden auf das ganz materielle Dasein eingeschränkt. Für die Zukunft kann möglicher Weise daraus eine freie und glückliche Generation hervorgehen, obgleich das Greisenhafte und Gemüthlose der amerikanischen Cultur die Sache doch nicht so ganz zweifellos darstellt, aber für die Gegenwart ist es doch eine Art geistiger Selbstmord, sowol in Beziehung auf die Auswanderer, als auf das Vaterland, und das Gefühl dieses Mangels in dem rein materiellen Dasein macht sich auch bereits in den seltsamsten Erscheinungen Luft. Das Mormonenthum, dessen schnelle und beachtenswerthe Ausdehnung im neunzehnten Jahrhundert der spätere Geschichtschreiber vielleicht für eine Mythe halten wird, ist weiter nichts als die Romantik des Materialismus, die aber aus einem wesentlichen Bedürfnis des Materialismus hervorgeht. Denn irgend ein Heiligthum will man im Herzen tragen, und wenn alle anderen Götterbilder zerschlagen sind, so setzt man das nackte Bedürfnis auf den Altar und wird fanatisch für die Trivialität.

Diese und ähnliche krankhafte Auswüchse, so kömisch sie im Einzelnen aussehen, machen einen ernsthaften Eindruck, wenn man sie im Zusammenhang betrachtet. So schnell in Amerika der Puls des Lebens schlägt, der unserer Demokratie als Ideal vorschwebt, so fehlt diesem Leben doch zweierlei: die höhere Inspiration, die das Leben adelt und die von Zeit zu Zeit selbst noch in dem alten Europa durch Verzerrungen sich geltend macht, und die Stetigkeit des Gemüths, ohne die das Leben keine Freude hat. Vielleicht ist es der Welt bestimmt, — denn wer wollte sich als Prophet geben — allmählich sich vollständig in diesen demokratischen Strudel zu versenken, vollständig materialistisch zu werden, bis aus dieser Neutralisation aller geistigen Interessen sich allmählich ein neues geistiges Leben, neue Individualitäten, neue Ideale entwickeln; aber der nächste Weg zum Guten ist es nicht, und so lange in den alten Volksindividualitäten noch eine Spur von geistigem Leben vorhanden ist, sollte man es zu pflegen und zu erhalten suchen. Einfacher ist es freilich, sich dem unbequemen Kampf durch die Flucht zu entziehen, aber der einfachste Weg ist nicht der sicherste, und am

wenigsten angebracht ist der wohlfeile Spott gegen die Männer, die, wie im Alterthum, für das Vaterland die große Seele verschwendet haben.

Noch eine specielle Betrachtung in Beziehung auf Preußen. Man hat häufig von einer Fusion der Liberalen und der Demokraten gesprochen, und die Frage ist bald mit sittlicher Entrüstung, bald mit bequemem Spott erledigt worden. Eine Verschmelzung zweier Parteien, die Verschiedenes wollen, ist in der That auch eine sehr unhaltbare Idee, wol aber dürfte es endlich Zeit sein, mit diesen Parteien Ernst zu machen, das heißt, eine bisher nur im Traumleben, nur in der Aussicht auf ein zukünftiges, unbeschreibliches Ereigniß und in der Erinnerung an eine eben so unklare Vergangenheit bestehende Partei, deren eigentliches Leben also bis jetzt auf dem Sirius stattfand, auf dem Boden der gegenwärtigen Zustände herzustellen und alte Geschichten ruhen zu lassen.

Bildende Kunst. — Vor einigen Wochen starb einer der gefeiertsten unter den neueren französischen Bildhauern, James Pradier, am Schlagfluß. Geb. zu Genf im Jahre 1790, sollte er ursprünglich Kupferstecher werden, aber sein Talent zum Zeichnen verschaffte ihm bald eine Stelle im Atelier des Bildhauers Lemot. Die Weise dieses Meisters, die sich mehr auf das Technische als auf das Geistige der Kunst bezog, wirkte bestimmend auf seine ganze künstlerische Laufbahn. Bereits im 22. Jahre gewann er einen Preis, im Jahre 1813 verschaffte ihm sein Basrelief Ulysses und Neoptolemus die Mittel, nach Italien zu gehen. Er hat die antiken Formen mit Fleiß und Ausdauer studirt und sich später wesentlich auf die Nachbildung derselben beschränkt; mit der eigentlichen Natur hat er sich nur in sofern beschäftigt, als sie dazu diente, diese klassischen Formen im Einzelnen bestimmter und zierlicher auszuführen. Auch von der antiken Kunst hat er eigentlich nur die graziose und zierliche Seite aufgefaßt; die eigentlich großen Schöpfungen des Alterthums blieben ihm fremd und gegen Michel Angelo hegte er eine große Geringschätzung. Er zeichnete sich vor den meisten anderen Künstlern dadurch aus, daß er auch das Handwerk aufs vortrefflichste verstand. Er hat die Arbeiten, die man sonst gewöhnlich dem Handwerker überläßt, alle selber ausgeführt und dadurch eine Sicherheit gewonnen, die selten ihres Gleichen findet. Er war ein leidenschaftlicher Arbeiter und übertraf an Schnelligkeit seiner Leistungen alle seine Nebenbuhler. Die Masse der Arbeiten, die er deshalb im Stande war zu leisten, haben wenigstens ein großes Verdienst; sie haben die Kunst in Frankreich populair gemacht und ihr ein großes Publicum verschafft. Zwar hat er sich auch vielfach mit Theorien beschäftigt, aber diese beruhten auf einer ziemlich kleinen Anzahl fertiger Glaubenssätze, an denen er mit großem Eigensinn festhielt. — 1818 trat er zuerst in Paris öffentlich auf, sein eigentliches dauernder Erfolg beginnt aber erst mit dem Jahre 1834, wo er die drei Grazien aufstellte, die gegenwärtig in Versailles sind. Sehr fein und anmuthig in ihren einzelnen Linien, machten sie doch einen zu sinnlichen Eindruck und hatten etwas Griesetenhaftes. In diesen wie in allen späteren Werken sind die Glieder mit großer Sorgfalt ausgeführt, zuweilen mit zu großer Rücksicht auf das Publicum, welches gern den doppelten Reiz des jugendlichen und des vollkommen ausgebildeten Weibes vereint sehen mochte, dagegen sind die Gesichter vollkommen vernachlässigt. Er hat die erste beste Maske auf den Körper gesetzt, ohne sich darum zu kümmern, ob sie für die Situation paßt oder nicht. — Auf die Grazien folgte Cypris, dann Venus und Amor (im Louvre); die Bacchanten und der Satyr (in der Galerie des Fürsten Demidoff, eine ganz sinnliche Gruppe), Phryne, die leichte Poesie (in der Form einer ziemlich lasciven Tänzerin), Flora und der Frühling, Atalante (eines der vorzüglichern Werke, in sofern sich in der Darstellung der Glieder ein meisterhafter Realismus auspricht, aber freilich ohne alle ideale Haltung), Phidias und Prometheus (beide Statuen dem eigentlichen Talent des Künstlers entgegengesetzt, weil sie eigentlich eine geistige Auffassung verlangten, während der Prometheus des Pradier nur die Zuckungen des

Fleisches zeigt, allerdings mit vollkommener Virtuosität ausgeführt). Das letzte seiner Werke war die Sappho im diesjährigen Salon, über die wir bereits berichtet haben. — In den christlichen Gegenständen war Pradier ganz schwach. Er behielt auch hier die graziose Leichtfertigkeit der französisch classischen Schule bei, die dem Gegenstande so wenig als irgend möglich angemessen war. —

Prof. Keller's mimisch-plastische Vorstellungen. Wenn es nicht die Bestimmung dieses Blattes ist, Schaustellungen der niederen Gattung, wie Kunstreiter Akrobaten und Taschenspieler zu besprechen, so mag diesmal eine Ausnahme gestattet sein, nicht weil wir Professor Keller's Productionen für höherer Gattung hielten, sondern weil wir doch einmal von der demoralisirenden Wirkung der Tageskritik Notiz nehmen müssen, die bei diesen Gaukeleien von „ächt künstlerischer Genialität der Erfindung,“ „hoher Classicität der Formation“ und von „ästhetischer Segenswirkung“ faset, ja schließlich nach den wohlmeinenden Wunsch ausspricht, daß Herr Keller's Vorstellungen immer mehr und mehr von einem strebsamen Publicum frequentirt werden möchten, damit sich ästhetische Bildung und Sinn für das wahre Schöne allgemeiner verbreiten könnten. — Prof. Keller giebt auf einer Scheibe eine Nebeneinanderstellung von Figuren, die er Gruppe nennt und verschiedenartig betitelt, als: Triumph der Galathea, Fest der Cythere, Amazonenschlacht u. s. w., wobei er in den einzelnen Figuren theils vorhandene moderne plastische Kunstwerke copirt, theils aus eigener Erfindung die unerwartetsten und unnatürlichsten Stellungen, als das freie Schweben in der Luft, Springen, Stürzen u. dgl. zur Schau bringt. Um nun dem Auge recht viel zu bieten, läßt er die Scheibe sich langsam drehen, so daß wie beim Anblicke eines Carroussells eine Figur nach der andern allmählich Seiten, Vorder- und Rückenansicht gewährend, vorüberfliehet, wobei ihm die Uebelstände gleichgiltig sind, daß schwerlich eine Gruppe gestellt werden kann, die von allen Seiten einen günstigen Anblick gestattete, daß aber auch der wichtige Vortheil einer scharf bestimmten, von einem einzigen Punkte ausgehenden Beleuchtung verloren geht, weil diese sich nur für eine Ansicht berechnen läßt, und daß somit ein allseitiges, gleichmäßiges Licht ohne entschiedenen Schatten das Ganze fad und müchtern erscheinen lassen muß. —

Was die Erfindung der Motive anlangt, so zeigt diese im Allgemeinen einen bedauerlichen Mangel an Ueberlegung, wie denn z. B. Flora mit einem Spiegel erscheint, der Winter sich mit fröstelnder Geberde an einem Feuer unter einem frisch grünenden Baume wärmt, Karyatiden von Fleisch und Blut mit bunten Gewändern die Muschelschale einer Fontaine tragen u. s. w.; doch ließen sich vielleicht derartige VerstöÙe überleben, wenn sie gefällig und in schöner Form dargestellt wären, aber eben bei der Darstellung zeigt sich der Ungeschmack und das aller Kunst Widersprechende im höchsten Grade. — Wenn es schon zu mißbilligen ist, daß ein Werk der Malerei durch lebende Personen dargestellt und dadurch uns seiner idealen Sphäre in die der wirklichen Realität herabgezogen wird, weil es dann eben dessen beraubt wird, was es zum Kunstwerke erhoben hat, wenn es unerträglich ist, wenn dasselbe mit einem Werke der Plastik geschieht, wo außer den erwähnten Uebelständen noch der hinzutritt, daß dem nur der Form wegen geschaffenen Werke durch Hinzuthun der Farbe — die die Malerei wenigstens annähernd noch mit der Natur gemein hatte — alle Harmonie und innere Consequenz genommen wird, so wird ein solches Verfahren vollständig widerwärtig, wenn dabei ohne alle Auswahl, ja sogar mit absichtlicher Bevorzugung des Undarstellbaren zu Werke gegangen wird, und undarstellbar ist hier Alles, was sich nicht fixiren läßt, was in der Natur nur augenblickliche Dauer hat, mit einem Worte alle Bewegung. Die Kunst vermag Bewegung darzustellen, indem sie den Gegenstand in seiner augenblicklichen Erscheinung zugleich mit der Ursache dieser Erscheinung auffaßt und festhält, der lebendige Körper vermag dem Augenblicke keine Dauer zu geben und die Erscheinung einer momentanen

Bewegung schlägt in demselben Augenblicke, als die Ursache derselben aufhört, in die Erscheinung der Ruhe oder der fortgesetzten Anstrengung um. Und so sind Herrn Kellers fliegende Figuren nur auf unsichtbarer Basis räthselhafter Weise gemächlich liegende Körper, die herabstürzenden sind un bequem hängende, die springenden und schwimmenden mit Anstrengung balancirende Personen, wobei die Gewandung, die trotz der rasch bewegt sein sollenden Erscheinung schlaff und träg herabhängt, alle noch mögliche Illusion vollständig zerstört und das Unverständige des ganzen Unternehmens recht deutlich beweist. Rechnet man nun hierzu noch eine, selbst bei den Stellungen, die die natürlichsten und einfachsten Handlungen darstellen sollen, affectirte Tänzergrazie, das Nachhelfen bei unzulänglicher Körperform durch Ausstopfen, die unangenehmen Falten und Bauschungen des Tricot, die bei starken Körperbiegungen das Muskelspiel, um deswillen ja nur die Nacktheit zur Darstellung gewählt sein kann, verdecken, so sollte man meinen, es ließen sich nicht leicht mehr Eigenschaften zusammenbringen, die einem Werke die Berechtigung einer künstlerischen Geltung entschiedener absprechen; aber Herr Kr. weiß doch noch weiter zu gehen und giebt uns durch seine mimischen Vorstellungen (Kain und Abel, das letzte Stück Brod) eine Reihe von Bildern der durch ein abscheuliches Motiv bedingten rasendsten Leidenschaften, die noch mehr als den ästhetischen Sinn verletzen. Er mordet vor unseren Augen, geht dann alle Gradationen von Reue und Verzweiflung durch, verzerrt im Entsetzen die Gesichtszüge, verrenkt auf schaudererregende Art die Glieder, zerhaut sich das Haar, stürzt zusammen, verhungert oder verkümmert auf andere Weise, kurz führt eine solche Fülle von Abscheulichkeiten vor, daß sich das Auge eines gebildeten Menschen mit wahrhaftem Widerwillen wegwenden muß. Nun ist zwar natürlich, wenn ungebildete Naturen gern Alles das mit Beifall begrüßen, was mit rohen Mitteln einen derben Schauer oder einen gemeinen Sinnenkitzel hervorbringt, es ist ferner bei der Tageskritik Alles natürlich, auch das Unglaubliche und Unmögliche, aber es ist doch nothwendig, von Zeit zu Zeit dergleichen Leistungen und dergleichen Beurtheilungen an den Ort zu verweisen, wo sie hingehören.

Theater. — Bei der großen Theilnahme, welche die Erscheinung der Rachel in Deutschland hervorgerufen hat, wird der Bericht eines Kunstfreundes, der sie in Brüssel zuerst im Polyeucte und im 2. Act der Athalie gesehen, von Interesse sein. — „Ich war höchst gespannt, ob es der Rachel gelingen würde, die Widersprüche in dem Charakter ihrer Rolle zu vermitteln, das Unmögliche möglich erscheinen zu lassen. Pauline hat ihre Neigung zu einem armen Römischen Ritter dem Ehrgeiz ihres Vaters geopfert und ist vor vierzehn Tagen die Gattin eines angesehenen Armenischen Edeln Polyeuct geworden: ja ihr Pflichtgefühl ist so stark, daß es sogar eine lebhaftere Zuneigung zu Polyeuct in ihrer Seele hervorgebracht hat. Nun erscheint ihr früherer Liebhaber, der sich unterdeß zum Günstling des Kaisers aufgeschwungen hat, um sie zu heirathen; der egoistische Vater zwingt die arme Pauline, ihn zu sehen, und nun wird sie zwischen ihren Grundsätzen und ihrer Neigung hin und hergezerrt wie eine Marionette, abwechselnd an dem einen und dem andern Drath. Mir schien es nicht, daß es der Rachel gelang, die Kluft zwischen den grellen Contrasten in diesem Charakter zu füllen, dem widersinnigen Abwechseln der Empfindungen einen Sinn zu geben: aber das beweist nur, daß es überhaupt nicht möglich ist. Erst vom dritten Acte an, wo ihre Neigung zu Sever in ihrer Sorge und Angst um Polyeuct untergeht, der als Christ den Tod erleiden soll, wo ihr Spiel nicht mehr durch die Absurdität ihrer Rolle beeinträchtigt war, erst da konnte es seine vollständige Wirkung thun. Eben so maßvoll als ausdrucksvoll steigerte es sich bis zur vorletzten Scene, wo sie ihrem Gatten zum Schaffot folgt. Als sie dann wieder auf der Bühne erschien, todtenblaß, im bloßen Unterleide, ohne Haarschmuck, da war sie eine völlig andere, man sah, ehe sie den

Mund öffnete, sie war nicht bloß im Innersten erschüttert worden, sondern völlig umgewandelt. Der Anblick von Polyucts Märtyrerkthum hat sie zur Christin gemacht, mit den heftigsten Worten fordert sie von ihrem Vater ihren Tod und wie sie mit einem schwärmerischen, fast visionären Ausdruck die Arme ausgebreitet, den Blick gen Himmel gerichtet, mit einem unbeschreiblichen Ton die berühmten Worte aussprach: *je vois, je sais, je crois* — da verbreitete sich eine überirdische Seligkeit über ihr Gesicht, und zugleich mischte sich ein Staunen hinein, als wenn das Gefühl, das sie durchdrang, ein nieempfundenes wäre. Noch einmal fällt sie in ihren heftigen Ton zurück, aber jenes Entzücken kehrt immer wieder und bleibt endlich auf ihrem Gesicht ruhen, und mit einem wahrhaft himmlischen Lächeln reicht sie dem nun auch bekehrten Vater die Hand, mit der Freude einer Verklärten hört sie Sever sein Wohlwollen gegen die Christen aussprechen. — Der Vorhang fiel und ein langer Zwischenact folgte, in welchem ich vollkommen empfand, wie sehr der Feuilletonist des *courier des theatres* von diesem Abend Recht hatte, von der atmosphère étouffante und der chaleur digne des tropiques zu reden, der das Publicum, um die Rachel zu sehen, trogen müsse. Indessen auch der längste Zwischenact geht zu Ende, und nach der ersten vorbereitenden Scene (des zweiten Actes) trat Athalie auf. Welche Verwandlung! Die Züge, die eben noch so sanft und zart gerundet waren, erschienen nun in der ganzen Schärfe und Ecktigkeit des höheren Alters, obwol mit unverkennbaren Spuren einer einstigen großartigen Schönheit. Von langen, grauen Locken unwallt, zeigte sich das Gesicht länger als zuvor, wozu auch die hohe Zackenkrone beitrug, es war ein Gesicht, in das Verbrechen und Leidenschaft tiefe Furchen gepflügt hatten, aber aus den großen schwarzen Augen blühte ein ungebeugter, gewaltiger Geist. Ihre Bewegungen waren fast männlich, aber keinen Augenblick hörten sie auf, imposant und königlich zu sein; ihr Costum war reich und weit, ein dunkelviolettes Unterkleid, ein rother Mantel mit Goldstickerei darüber. Am wunderbarsten war die Veränderung ihrer Stimme, die nun eine Tiefe und Fülle und Macht des Klangs hatte, von der in der ersten Tragödie, auch in den Momenten äußerster Leidenschaft keine Spur gewesen war; noch mehr als die Bewegungen war die Stimme männlich. Mit der Herablassung der auf dem Thron geborenen Frau, die gewohnt ist, die Anerkennung die sie spendet, als Gnade empfangen zu sehen, spricht sie dem Feldherrn Abner ihr Zutrauen aus, eine unsägliche Verachtung legte sie in die Worte: *Je ne prends point pour jure un peuple téméraire*, sie blies den Mund auf und stieß das Wort *peuple* gewaltsam aus, als sei sie unwillig, es nur nennen zu müssen; ihre Thaten rühmt sie mit dem vollen Bewußtsein eines großen Geistes und bei der Stelle: *Jéhu, le fier Jéhu tremble dans Samario* schwoll ihre Stimme zu einem donnernden Ton. dann erzählt sie ihren Traum: ihre Mutter Jesabel sei ihr erschienen, geschmückt und geschminkt wie sie im Leben pflegte — *pour réparer des ans l'irréparable outrage*. An dieser einzigen Stelle zeigte sie sich als Weib, sie sprach die letzten Worte lächelnd mit einem Ausdruck in dem etwas Spott aber weit mehr Bedauern lag, und bei der Erzählung, wie die Gestalt ihrer Mutter sich in einen blutigen im Roth geschleiften von Hunden zerfleischten Leichnam verwandelt habe, überwältigten sie Entsetzen und Ekel, und sie verhüllt sich am Schluß. Den Traum, der mit ihrer eigenen Ermordung endigt, hat sie sich vergebens aus dem Sinn schlagen wollen; *mais de ce souvenir mon ame possédée a deux fois en dormant revu la même idée; deux fois mes tristes yeux ont vu se retracer u. s. w.* — dies zweimalige *deux fois* stieß sie mit einer erschütternden Gewalt aus, die den Hörer im Innersten empfinden machte, welch furchtbares Wunder es mußte gewesen sein, das diesen hohen Geist so aus seinen Fugen gebracht hatte. Nun erzählt sie hastig in kurzen Sätzen wie sie im Tempel das Kind gesehen, das ihr im Traum den Doldh in's Herz stieß — und während des folgenden Gesprächs zwischen Abner und Nathan, von denen dieser zum raschen Handeln, jener zur Untersuchung rieth, starrt sie unbeweglich in düsterer Unruhe vor sich hin und nur

hin und wieder haftet ihr Blick auf Augenblicke an einem der Redenden. Mit einem leichten Ton, dem man die gewaltfame Anstrengung anhört, giebt sie endlich die Möglichkeit zu, der Traum könne bedeutungslos sein, aber das Kind will sie wiedersehn. Abner zeigt sich bedenklich, sie sagt ihm mit einem durchbohrenden Blick und langsamem Nachdruck, daß dies ihren Verdacht steigern müsse, daß sie befehlen könne und nicht leidenschaftlich, aber mit der furchtbaren Sicherheit dessen, der nur einmal droht, erinnert sie ihn an ihre bisherige Schonung für die widerspenstigen Priester und entläßt ihn mit einem kurzen *allez!* und einer leichten Handbewegung. Zosabet stellt ihr zugleich mit dem jungen Prinzen ihren eigenen Sohn vor: sie erkennt jenen wieder — ein kurzes Entsetzen — und dann fragt sie, indem sie auf ihn weist langsam und inquisitorisch: *epouse de Joad, est-ce là votre fils?* und da Zosabet absichtlich mißverstehend ihren eigenen Sohn bezeichnend fragt: *qui? lui, madame?* biegt sie sich langsam in ihrem Sessel vor und ganz allmählich den Arm nach dem Knaben ausstreckend, sagt sie endlich mit einem gleichsam sanft zurechtweisenden unendlich höhnischen Ton: *lui, ich mußte unwillkürlich an den Tiger denken, der mit der sichern Beute spielt.* Nun inquirirt sie den Knaben immer in gemessenem, nicht scharfem Tone; seine Unschuld und Armuth steigert so allmählich ihr Interesse: *je serais sensible à la pitié* ruft sie endlich in höchster Befremdung über sich selbst lachend aus. Sie fordert ihn auf in ihren Palast zu kommen, er werde dort ungestört seinen Gott verehren können, wie sie den ihrigen: *ce sont deux puissants dieux*, und dabei faltet sie die Hände, neigt den Kopf und senkt die Augen, wie bei dem Gedanken an fremde gefährliche Mächte, deren Zorn zu reizen nicht rathsam ist. Er weigert sich: *Le bonheur des méchants comme un torrent s'écoule* sagt er, Zosabet will entschuldigend dazwischen treten, Athalie unterbricht sie: *j'aime à voir comme vous l'instruisez* ohne alle Bitterkeit mit seinem Hohn, sie hat nichts Unerwartetes vernommen, ihre ganze Sicherheit ist wieder zurückgekehrt, noch einmal rühmt sie sich ihrer Thaten und scheidet mit den Worten: *adieu, je suis contente. J'ai voulu voir j'ai vu.*

— Wir sahen auf der Leipziger Bühne ein altes Stück von Kozebue: der Vielwiffer. Ist auch die Anlage, wie gewöhnlich bei Kozebue, schablonenhaft, die Ausführung zum Theil sehr liederlich und die Sitten in manchen Punkten antiquirt, so haben wir doch soviel naturwüchsige Komik, soviel liebenswürdige, ungezogene Einfälle darin, daß dieser so sehr geschmähte, zum Theil mit Recht geschmähte Poet gegen die modernen Lustspieldichter wie ein Riese von Witz und gesundem Menschenverstande erscheint. Wenn man die Stücke nicht modernistren will, so sollte man durch das Costum andeuten, daß man sich eine andere Zeit vorstellen soll, als die unsrige, bei der schrecklichen Dürre unsrer Bühne würden alsdann viele von diesen Stücken (freilich mit Weglassung der Geschmacklosigkeiten in Beziehung auf Sentimentalität und Cynismus) immer noch eine gute Wirkung hervorbringen. Man sah es diesmal den Schauspielern an, daß sie mit Vergnügen spielten; denn hier wußten sie doch wenigstens, was sie darstellen sollten, was bei vielen der neuesten Productionen ein unauf lösliches Räthsel bleibt.

— Eigentliche Neuigkeiten vom Theater sind nicht zu melden, es scheint überall gleich langweilig herzugehen. Die Hitze trägt auch Schuld daran. In Frankfurt hat die Rachel, welche der Direction für die Benutzung des Theaters an jedem Abend 4000 Francs zahlt, bei der ersten Vorstellung, trotz der sehr erhöhten Preise, nur eine Brutto-Einnahme von 856 Fr. gehabt. Das ist doch ziemlich stark.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: F. W. Grunow. — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. C. Albert in Leipzig.